

L. M. Bicker

**Touch is a Weapon
(Band 1)**



L.M. BICKER

TOUCH IS A WEAPON

DARK ROMANCE
VAJONA

Touch is a Weapon



© 2027. Touch is a Weapon
by VAJONA Verlag GmbH

Druck und Verarbeitung:

FINIDR, s.r.o.

Lípová 1965

737 01 Český Těšín

Czech republic

Lektorat: Sandy Brandt

Korrektur: Claudia Graßl

Umschlaggestaltung: Stefanie Saw unter Verwendung von selbstgezeichneten Illustrationen von Diana Gus

Satz: VAJONA Verlag GmbH, Oelsnitz

VAJONA Verlag GmbH

Carl-Wilhelm-Koch-Str. 5

08606 Oelsnitz

Teil der SCHÖCHE Verlagsgruppe GmbH

ISBN: 978-3-9871878-8-9

*Für die Frauen, die fühlen, bevor sie verstehen – als hätten sie ein Radar
unter der Haut, das jedes Zittern im Raum ortet: Gefahr, Begehren,
Lüge, Liebe. Für die, die in Blicken Muster lesen, in der Stille Warn-
schüsse hören und trotzdem hoffen, dass das Herz kein Einsatzgebiet ist.
Für die Männer, die gelernt haben, Gefühle zu behandeln wie scharfe
Munition: gesichert, nummeriert, weggesperrt – Finger weg vom Abzug,
Blick geradeaus, Puls unter Kontrolle. Für die, die ROE nicht nur
kennen, sondern leben: Rules of Engagement – Einsatzregeln, die verhin-
dern sollen, dass Nähe zur Eskalation wird und Zärtlichkeit zum Kolla-
teralschaden. Für die, die lieber Blut riskieren als Vertrauen, weil Ver-
trauen das Einzige ist, das man nicht zurückerobert kann.*

*Dieses Buch ist für alle, die dachten, Liebe sei weich.
Und dann gemerkt haben: Liebe ist ein Einsatz. Ohne Helm. Ohne
Rückzug.*

»Würdest du für mich sterben?«

»Ohne zu zögern.«

»Das ist nicht das Opfer, vor dem ich Angst habe.«

»Welches dann?«

»Mit mir zu leben.«

Yes.

That's too easy.

Vorwort

Empfehlung von den ersten Leser:innen: Leg dir Taschentücher bereit. Und glaub nicht, dass du sie nur fürs Weinen brauchst.

Denn hier gilt nur eine Regel, die niemand gern zugibt:
Berührung eskaliert immer.

Song: Sunshine – Evil Ebenezer

Hinweis

Dieses Buch enthält möglicherweise Inhalte, die Leser*innen triggern könnten. Dazu gehören: Kindesmissbrauch, Tierquälerei, Mord, Stalking, Bloodplay, Knifeplay und Breathplay.



Wraith

Rückblende

Berührung eskaliert immer

Geburtstag ist bei uns kein Ereignis.

Geburtstag ist ein Datum, das man höchstens braucht, um Formulare auszufüllen oder beim Arzt irgendwas hinzuleiern. Kein Kuchen, kein gar nichts. Nur ein weiterer Tag, an dem geguckt wird, ob das Werkzeug schneidet. Ob ich funktioniere.

Und das Schlimmste ist: Es tut nicht mal mehr richtig weh.

Irgendwas in mir hat viel zu früh gelernt, dass »feiern« ein Luxus ist. Kein Recht. Etwas, das nur Menschen kriegen, deren Existenz jemanden freut. Also habe ich aufgehört, mir irgendwas zu wünschen, das nach Geburtstag aussieht. Und irgendwann war es, als hätte ich nie einen gehabt. Als wäre ich einfach nur ... da.

In unserem Haus hat Berührung nie »Zuneigung« bedeutet. Berührung ging immer mit Gewalt einher. Ein Griff in den Nacken, ein Finger unterm Kinn, ein Klaps am Kopf. Berührung war eine Sprache, die nur eine Botschaft hatte: Du. Bist. Ein. Nichts.

Und bei einem Klaps blieb es nicht. Aber immer mit demselben Ziel: mir das Weinen abzutrainieren. »Hör auf zu flennen. Männer heulen nicht. Männer beißen zurück oder sie beißen die Zähne zusammen.«

Am Anfang hat es wehgetan. Körperlich, logisch. Aber das war

nicht das, woran ich mich am meisten erinnere. Zuerst war es dieses Brennen im Hals, dieses Gefühl, dass alles in dir gleichzeitig raus willschreien, Weinen, Weglaufen –, und du kannst nichts davon tun, da ist diese Hand, dieser Blick, diese Drohung in der Luft.

Je öfter es passiert ist, desto weniger hab ich geweint. Desto länger bin ich einfach dagestanden. Ich hab gelernt, den Schmerz zu sortieren, ihn wegzuschieben, ihn in Schubladen zu packen, ganz hinten, wo er mich nicht mehr erreicht. Und dann kam der Moment, in dem ich vermerkt habe, dass er mich nicht mehr kriegen konnte. Statt zu zerbrechen, blieb mein Kopf still, es wurde dumpfer, jeder Schlag machte mich härter.

Und ich war stolz. Stolz darauf, dass ich stärker wurde.

Deshalb eskalieren bei mir Berührungen immer.

Ich bin kein wildes Tier. Mein Körper hat es so gelernt. Wenn dich jemand berührt, ist es nie nur »ein Versehen«. Nie »harmlos«. Nie »ohne Hintergedanken«.

Ich hatte keine Freunde. Wenn du deine Nachmittage nicht auf einem Basketballplatz verbringst, sondern in einer Garage, in der ein Mann dir beibringt, wie man Schmerzen wegatmet, dann wirst du irgendwann der Junge, über den andere tuscheln, statt ihn einzuladen.

Und dann gibt es diese Dinge, die man nicht mal flüstert, da sie zu hässlich sind, um sie in normale Gespräche zu packen.

Zum Beispiel: unsere Ranch-Katze.

Molly. So hat meine Mutter sie genannt. Eine kleine, ausgehungerte Streunerkatze, die irgendwann einfach geblieben ist. Für meinen Vater war sie Ungeziefer ohne Funktion. Für mich war sie das Einzige, was freiwillig in meine Nähe kam.

Ich hab die Babys alleine gefunden. Im Schuppen, unter einer alten Decke. Erst hab ich nur dieses hohe Fiepen gehört, so dünn, dass man es fast mit einem Zug im Ohr verwechseln könnte. Dann hab ich die Decke angehoben – und da lagen sie. Sieben. Kleine, blinde Knäuel, rosa Bäuche, dünne Haut, die Adern

durchscheinend. Warm. Weich. Sie haben gezuckt, mit diesen Mini-Pfoten an Mollys Bauch gedrückt, Mäulchen auf, suchend nach Milch. Molly hat geschnurrt, tief und ruhig, als würde sie sie mit ihrem ganzen Körper festhalten wollen.

Zum ersten Mal war da etwas, das sich gut angefühlt hat.

Nicht gut im Sinne von »Endlich Ruhe«, sondern gut im Sinn von: Das hier ist Leben.

Ich bin ins Haus gerannt, viel zu schnell, viel zu laut.

»Molly hat Babys bekommen«, hab ich gequitscht, außer Atem, als würde ich eine gute Nachricht überbringen.

Bei anderen Familien wäre das der Moment, in dem alle »O Gott, wie süß« sagen.

Bei uns war es ein Job.

Er ist mit rausgekommen, Bierflasche in der Hand. Hat sich das Nest angesehen, Molly, die Babys und mich. Keine Regung im Gesicht, nur dieses Abwägen in seinen Augen.

»Sieben«, sagte er.

Ich nickte, immer noch mit diesem komischen, warmen Gefühl im Brustkorb, das ich da noch nicht als Gefahr erkannte.

»Wir sind hier kein Kinderzoo.« Er stellte die Flasche ab. Guckte mich an, nicht die Katze. »Wir füttern die nicht durch. Also mach's kurz.«

Ich glaube, ich hab »Was?« gesagt. Ich bin mir nicht sicher. Ich weiß nur, dass er näherkam, eine Hand auf meine Schulter legte und mich direkt vor das Nest stellte. »Du bringst das jetzt zu Ende, verstanden?«

Er gab mir nichts in die Hand. Kein Werkzeug. Kein Stock. Nur diese Aufgabe. »Mit den Händen«, sagte er, als hätte er meine Hoffnung gehört. »Wenn du tötest, dann spürst du auch, was du tust. Männer drehen sich nicht weg. Männer halten aus.«

Die Babys fiepten. Molly fauchte, unsicher, ob sie mich oder ihn anfallen sollte. Ich streckte die Hände aus, und alles in mir brüllte, dass das hier falsch war, dass ich das nicht wollte, dass meine Finger dafür zu klein waren, zu ... rein.

Aber seine Hand bohrte sich in meinen Nacken, drückte mich nach vorne. »Los.«

Es gibt Geräusche, die kriegst du nie wieder aus dem Kopf.

Dieses feuchte, kurze Knacken.

Das abrupt abgebrochene Fiepen.

Das Zucken in meinen Handflächen, das langsam schwächer wurde.

Die Körper waren warm. Sie passten perfekt in meine Hände, viel zu leicht, als dürften Dinge, die so wenig wiegen, nicht so schwer auf dir liegen. Die Knochen gaben schneller nach, als ich dachte. Es war ... weich. Rutschig. Irgendwas platzte. Irgendwas nässte. Ich habe versucht, nicht hinzugucken, aber du merkst trotzdem jede Sekunde. Jede Bewegung. Jede letzte Zuckung, die mir heute noch in den Fingern nachbrennt.

Ich weiß nicht, wie lange ich gebraucht habe. Ich weiß nur, dass meine Hände danach nicht mehr wie meine aussahen. Ich hab sie im Wasser geschrubbt, so lange, bis die Haut rot war. Aber das Gefühl ist geblieben. Dieses »Ich hatte Leben in der Hand und hab's rausgedrückt.«

Er stand daneben, hat auf seine Uhr gesehen.

»Unter einer Minute«, sagte er schließlich und grinste. »Sieben Stück. Gut.«

Mit vierzehn habe ich dann jemanden erschossen.

Nicht irgendeinen »Feind«. Keine Zielscheibe mit rotem Punkt. Jenkins.

Der gehörlose Opa von nebenan, mit dem Garten, mit den Birnenbäumen, mit dieser dämlichen, leisen Art, die mir damals vorkam wie ein anderer Planet. Jenkins war ... nicht Familie. Familie ist bei uns ein anderes Wort für Problem. Jenkins war eher so etwas wie ein Notausgang im Alltag. Der einzige Mensch in Reichweite, der mich angesehen hat, als wäre ich mehr als das, was mein Vater aus mir machen wollte.

Wenn es zu Hause zu laut wurde, zu kalt, zu unaushaltbar, bin ich rüber. Ich bin einfach am Zaun stehen geblieben, habe ihm

zugesehen, wie er Unkraut zupfte, wie er die Birnen prüfte, ob sie reif waren. Und er hat mich gelassen. Hat mir eine in die Hand gedrückt, ohne ein Wort, nur mit einem Nicken, und mit seinen Händen gezeigt, welche man pflücken durfte. Er hat gelächelt, mit den Augen, nicht mit dem Mund, und ich hatte das erste Mal das Gefühl: *Hier muss ich nichts leisten, um da sein zu dürfen*. Ich musste nichts erklären, nichts rechtfertigen, nicht reden – was perfekt war, da ich in meinem Haus gelernt habe, dass Reden Konsequenzen hat.

Jenkins war nicht laut, groß oder stark. Aber er war der Einzige, bei dem ich das Gefühl hatte, mein Körper gehört nur mir. Ich durfte einfach nur stehen, Birnensaft am Kinn, Erde unter den Fingernägeln, und niemand hat mich in eine Form geprügelt.

Bis zu dem Tag.

Jenkins stand wieder am Zaun. Wie immer. Vielleicht hat er nach irgendwas gesucht. Vielleicht hat er vergessen, wo genau die Grenze verläuft – alte Menschen leben irgendwann nicht mehr nach Linien, sondern nach Wegen, die sie immer gegangen sind. Ich war im Haus, als mein Vater meinen Namen gerufen hat. Diese bestimmte Version davon – ohne Brüllen. Das ist immer das gefährliche Rufen. Nicht der Lärm, sondern die Ruhe.

Er drückte mir die Waffe in die Hand.

Kein Kommentar. Nur das kalte Gewicht in meiner Handfläche.

»Er oder du«, sagte er leise. Ich habe zuerst gedacht, das sei Theater. Ein Test. Eine kranke Probe, die er abbrach, bevor es ernst wurde. Und irgendwo tief in meinem Kopf lag die dämliche Restidee von »Vater bedeutet Schutz« rum.

Dann hat er abgedrückt.

Die Kugel traf meine Wade.

Der Schmerz war wie Feuer, das im Knochen explodierte. Es hat mich weggerissen, Boden, Staub, Luft – alles gleichzeitig. Ich habe geschrien, aus Reflex. Mein Körper wollte weg, während seine Hand mich am Kragen festgehalten hat. Ein einziger Schuss,

und damit hat er nicht nur Fleisch perforiert, sondern alles, was an naiver Hoffnung in mir übrig war. Dieses letzte, kindische »Er meint es nicht so«.

Er meinte es so.

Er meinte alles.

»Er oder du«, wiederholte er, als wäre es eine simple Rechenaufgabe. Seine Stimme war so ruhig, dass mir klar wurde: Hier gibt es keine Grenze. Nicht für ihn. Nicht mehr für mich.

Also hab ich geschossen.

Auf Jenkins.

Ich werde nie vergessen, wie schnell das ging.

Wie ein Körper, der eben noch am Zaun stand, in sich zusammensackt wie ein Sack voller nasser Wäsche. Und du stehst daneben und atmest und merkst: Irgendwas ist mitgestorben.

Jenkins war nicht der Erste, den ich »wegmachen« musste.

Davor waren schon die Katzenbabys von Molly gewesen, und davor war diese Sache mit meinen eigenen Gefühlen gewesen. Die Liebe zu meiner Mutter, die ich langsam erfrieren lassen musste, da ich gemerkt habe, dass jede Weichheit, die in ihrer Nähe in mir aufblüht, nur neues Angriffsziel ist. Alles, was ich mochte, musste weg. Katzen, Jenkins, Hoffnung. Ich habe gelernt: Wenn dir etwas guttut, wird es dir früher oder später aus der Hand gerissen oder du wirst gezwungen, es selbst zu zerstören.

Mein Vater hat mich danach angesehen, als hätte ich gerade irgendeine Prüfung bestanden. Er kam näher, legte mir die Hand auf die Schulter – diese falsche, väterliche Geste – und im selben Moment fuhr sein Stiefel genau in die Stelle, in die er mir eben reingeschossen hatte; alles wurde kurz weiß vor Schmerz, mir wurde schlecht, aber ich bin stehengeblieben, hab die Zähne zusammengebissen, keinen Ton von mir gegeben, und er hat leise gelacht, zufrieden, als hätte ich genau das Richtige getan.

»Fähig«, hat er gesagt. Nur dieses eine Wort, das seitdem in meinem Kopf rostet. Und das Kranke ist: Es hatte nicht mal Konsequenzen. Nicht für ihn, nicht für mich, nicht für irgendwen.

Nevada hat seine eigenen beschissenen Regeln: Wenn jemand dein Grundstück betritt, ist er praktisch schon tot, wenn du es willst – Stand-your-ground, Schulterzucken, Papierkram, fertig – und genau so ist Jenkins auf dem Boden liegegeblieben und im System verschwunden. Und damit habe ich früh gelernt, dass die schlimmsten Dinge keine Strafe nach sich ziehen, solange du sie »richtig« machst: Ob du Katzenbabys mit bloßen Händen zerdrückst, ob du auf deine Mutter losgehst, ob du danebenstehst, während sie verkauft wird wie Vieh, ob du einen alten Mann aus dem Leben schießt – nichts davon hat je wirklich Konsequenzen gehabt.



2



Aurora

»Dr. Hale?«

Der Mann am Kontrollpunkt ist genau das, was dieser Ort aus Menschen macht: Blick wie eine Schranke, Ton wie ein Formular. Er sagt meinen Namen, als hätte er ihn schon tausendmal auf Papier gesehen.

Fast dreiundzwanzig, bald den Abschluss zur Psychologin in der Tasche, Klassen übersprungen, mein Lebenslauf liest sich wie ein verdammt gutaussehender Beweis, dass ich alles im Griff habe.

»Handy abgeben. Uhr abgeben. Tasche öffnen.«

Mein Körper reagiert automatisch auf das Geräusch.

Nur dieser winzige Moment, in dem mein Körper die Gegenwart verwechselt, weil Geräusche, Metall und Befehle klingen.

Und sofort setze ich mein Gesicht wieder zusammen.

So wie ich es in der Akademie gelernt habe: Atmung. Fokus. Name. Ort.

Ich heiße Aurora. Ich bin aus Nevada. Ich bin erwachsen.

Ich bin sicher.

Sicher. Lustig.

»Alles in Ordnung?«, fragt der Mann.

»Perfekt«, sage ich und mein Lächeln ist wie eine chirurgische Naht.

Er mustert mich einen Tick zu lange, als würde ihn stören, dass ich dabei nicht aussehe wie jemand, der gerade in eine militärische Anlage hineinspaziert. Als hätte er gern, dass ich Angst habe. Oder dass ich wenigstens so aussehe, als wüsste ich, was Angst ist.

»Was gibt's zu lachen?«, hakt er gleich nach.

Ich ziehe die Mundwinkel einen Millimeter höher, nur um zu beweisen, dass ich es kann.

»Gewohnheit«, sage ich. »Manchmal lachen Menschen, wenn sie kurz überlegen, ob sie gerade unterschätzt werden.«

Ein winziger Schlag Stille.

Der Weg zur Klinikabteilung führt durch einen Korridor, der so sauber ist, dass er fast beleidigend wirkt. Diese sterile Art von sauber, die nicht nach Hygiene riecht, sondern nach Kontrolle. Als könnte man Schuld mit Desinfektionsmittel abwaschen.

Ich hasse den Geruch, seit ich sechzehn bin. Seit einer Nacht, die offiziell nie passiert ist und in der ein Raum nach genau diesem Zeug roch und mein Körper beschlossen hat: Merken. Für immer merken.

Der Geruch klebt seitdem in meinem Kopf wie Schlick – trüb, überall. Manchmal reicht eine Sekunde und ich bin wieder dort. Brust eng. Hände kalt. Die Welt zu hell. Das Gefühl, dass Luft ein Luxus ist.

Und ja, das Ironische daran ist fast schon unverschämt: In meinem Beruf wate ich ständig durch Desinfektionsmittel. Kliniken, Praxen, Lehrstühle, Praktika. Überall dieser saubere, beißende Geruch, der so tut, als wäre er neutral. Ich habe Seminare darüber gehalten, wie Gerüche Trigger sein können. Ich habe anderen erklärt, wie man Grounding-Techniken anwendet, wenn sich ein bestimmter Duft der Vergangenheit wie eine Hand aus dem Nichts an die Kehle legt.

Wissen ist wunderschön, bis es dich nicht mehr schützt.

Ich atme trotzdem ein. Kurz. Kontrolliert. Ich bin Sunshine. Und Sunshine lässt sich nie anmerken, dass sie gerade mit dem Rücken zur eigenen Geschichte steht.

Und jetzt gehe ich hier entlang, als wäre ich nicht genau das, was ich immer untersuche: ein Mensch mit Rissen, die man nicht sieht, wenn man den Lebenslauf liest.

Meine Schuhe klacken.

Jeder Schritt sagt: Du gehörst nicht hierher.

Ich denke kurz an das Gegenteil davon. An Räume, in denen ich zu sehr dazugehört habe. Gläser, die zu dünn sind, um sie wirklich festzuhalten. Champagner, der nach Pflicht schmeckt. Man lernt früh, wie man lächelt, ohne sich zu verraten. Man lernt früh, wie man »nein« sagt, ohne es auszusprechen.

Und doch bin ich hier. Weil mein Vater mich geschickt hat.

Nicht offiziell. Offiziell bin ich »angefordert« worden. Von einem Programmdirektor. Inoffiziell ist das hier ein Gespräch, das vor drei Wochen in einem Wohnzimmer stattgefunden hat, in dem selbst die Luft nach Befehl roch, in einem Haus, in dem Menschen immer ein bisschen leiser sprechen, wo an den Wänden Fotos hängen, die mehr Macht haben als manche Gesetze.

Mein Vater ist kein strenger Dad, der dir um zehn schreibt, du sollst nach Hause kommen. Mein Vater ist die Sorte Mann, der mit einem Telefonat Dinge verschiebt: Budgets, Zuständigkeiten, Karrieren. Er hat einen Titel, der in Washington Türen öffnet, bevor du überhaupt klopfst, und einen Blick, der dir klar macht, dass »Nein« in seiner Welt nur ein Wort für Leute ist, die keine Konsequenzen fürchten.

Ich wollte nie hier sein. Ich habe mir Stellen gesucht, Praktika, Projekte, alles, was weit genug weg war von seinem Einfluss, von seinem Namen, von diesem langen Schatten, der über allem liegt, was ich tue. Ich wollte lernen, neue Gebiete kennenlernen, etwas Eigenes aufbauen. Ohne ihn. Ohne seinen Stempel auf meiner Bewerbung. Aber jetzt hat er seine Finger im Spiel.

Weil ihm die Einrichtung gehört. Oder zumindest genug davon, dass ein Anruf gereicht hat, um mich auf diese Position zu setzen. Und ich erfülle gerade komplett das Klischee. Die Tochter, die brav funktioniert. Die Tochter, die mit fast dreiundzwanzig schon Doktor vor dem Namen trägt, noch nicht ganz, aber bald, da ich immer früh dran war mit allem. Weil ich dafür gesorgt habe, dass ich schnell aus diesem System ausbrechen kann.

Nur dass er jetzt dafür gesorgt hat, dass dieses Doktor schon

da steht. Nur für den Schein. Nur damit ich hier stehe, mit seinem Siegel auf der Stirn, und tue, was er will. Sunshine Hale, die gelbe Lieblingsfarbe, das perfekte Lächeln, der perfekte Lebenslauf, ein wandelndes *Sie haben alles richtig gemacht, Senator*.

Manchmal frage ich mich ernsthaft, ob ich nicht einfach Barbie hätte werden sollen. Optisch wäre ich qualifiziert und die größten Krisen wären wahrscheinlich ein verlorener High Heel und ein Ken mit Bindungsangst statt ... dem hier. Weniger Kopfschmerzen, mehr Sonne, null Sicherheitsfreigaben.

Ich hasse, dass dieser Gedanke mich kurz trifft wie ein kleiner, fieser Stich.

Noch immer habe ich den Wortlaut unseres Gesprächs im Kopf.

»Du wirst gebraucht.«

»Ich arbeite zivil.«

»Du arbeitest für dein Land.«

»Ich arbeite für Menschen.«

»Dann ist das perfekt.« Sein Blick war ruhig, wie immer, und genau deshalb war er so bedrohlich. »Denn er ist ein Mensch.«

Er.

Dieses Wort hängt seitdem an meinem Hals wie ein Band, das zu eng sitzt. Nicht nur da es nach Gefahr klingt, sondern weil mein Vater es gesagt hat, als wäre es ein Schachzug. Als wäre dieser Mann nicht nur ein Patient. Nicht nur ein Auftrag.

Sondern ein Problem, das ich für ihn lösen soll.

Vor der Tür zur Abteilung wartet eine Frau in Uniform. »Ms Hale.« Sie sagt es, als wäre mein Name Dekoration, ein hübsches Etikett für die blonde Frau, die man hier offenbar eher in eine Werbebroschüre als in ein Krisenbriefing drucken würde. Ich lasse mir nichts anmerken. Sunshine lächelt. Währenddessen zählt Rory innerlich bis drei und atmet tief durch.

»Dr. Hale«, korrigiere ich trotzdem. Und ja, es ist kindisch. Normalerweise bin ich nicht so, normalerweise bin ich die Erste, die sagt: »Nenn mich einfach Sunshine.« Weil ich diese Menschen

nicht ausstehen kann, die ihren Titel wie eine Krone tragen. Aber wenn jemand so herablassend ist, wenn jemand mich so sauber in die Schublade »Tochter von« und »hübsch genug zum Ignorieren« sortiert, dann ziehe ich ihn eben doch aus der Tasche. Diesen Titel, den ich mir erarbeitet habe, den ich verdient habe, auch wenn er offiziell erst in ein paar Wochen auf meinem Papier steht. Mein Vater hat ihn mir vorzeitig gegeben, pro forma, damit die Leute mich ernst nehmen, bevor ich überhaupt den Mund aufgemacht habe.

Ich wollte das nicht. Ich wollte ihn mir verdienen, sauber, ohne seinen Schatten über allem. Aber jetzt, wo Miss Heller mich ansieht, als wäre ich ein hübsches Accessoire, das man irgendwo abgestellt hat, kommt er mir gelegen.

Ihr Mundwinkel zuckt. »Major Heller. Klinische Leitung.«

Ihr Händedruck ist kurz und hart. Ein Test.

»Sie kennen die Regeln?«

»Ich habe sie unterschrieben«, antworte ich. »Keine privaten Kontakte. Keine Berührungen. Keine Gespräche außerhalb der vorgesehenen Settings. Alles wird dokumentiert.«

»Alles wird überwacht«, korrigiert sie sofort, als hätte sie auf genau diesen Unterschied gewartet.

Ich lasse mir nichts anmerken. Sunshine lächelt. Rory zählt. »Okay«, sage ich langsam, und ich tue dabei das, was ich immer tue, wenn ich merke, dass jemand versucht, mir das Gefühl zu geben, ich wäre klein: Ich werde höflich.

»Und Sie wissen auch, was keine Berührungen bedeutet?«

»Dass ich niemanden anfassen darf«, sage ich.

»Dass niemand *Sie* anfassen darf«, korrigiert sie wieder. »Und dass jede Annäherung als Versuch gewertet wird.«

Ah. Also nicht nur Körperkontakt ist verboten. Auch der Weg dorthin.

»Verstanden«, sage ich.

Sie blättert in ihrer Akte. »Keine Gegenstände. Keine Geschenke. Keine Nachrichten. Keine Notizen. Keine ... Improvisation.«

Ich hebe eine Braue. »Geschenke«, wiederhole ich und mein Ton ist höflich genug, um nicht als Widerstand zu gelten, aber spitz genug, um ihn zu fühlen. »Als würde ich gleich mit einem Präsentkorb reinmarschieren. Vielleicht mit Schleife. Für den hochgefährlichen Mann hinter dem Panzerglas: Hier, ein kleines Dankeschön fürs Atmen.«

Natürlich nicht.

Ich lächle trotzdem. Sunshine als Waffe, diesmal in Pastell getarnt. »Keine Sorge. Ich bin nicht hier, um Freundschaftsbänder zu knüpfen. Ich bin hier, um Gespräche zu führen, nicht um jemandem ein Souvenir aus der Klinikabteilung mitzubringen.«

Diesmal reagiert sie. Minimal. Ein Blick, der mich von Bluse bis Schuhspitze scannt, als wäre ich ein bekanntes Risiko in hübscher Verpackung.

»Ich kenne junge Frauen in Ihrem Alter«, sagt sie ruhig, und in dem »kenne« steckt dieses müde Wissen, das sich nach zu vielen schlechten Entscheidungen anderer Leute anhört. »Hochgebildet, geschniegelt, überzeugt, sie hätten alles im Griff. Und dann stehen sie mit einem Mal vor einem gefährlichen Mann und halten Regeln für ... verhandelbar. Deswegen betone ich das lieber zweimal.«

Ah. Da ist sie. Die Schublade. Du bist hübsch, du bist jung, du bist bestimmt dumm. Oder besser: Du bist hübsch, du bist jung, du wirst bestimmt horny.

Ich lasse mein Lächeln nicht fallen, aber ich schärfe es. Rory richtet innerlich die Krone, die sie nicht tragen will.

»Wie fürsorglich«, sage ich. »Ich wusste gar nicht, dass Iron Vale auch eine Abteilung für Romantikprävention hat.«

Ihre Augen bleiben kalt. »Das hier ist kein Spiel, Dr. Hale.«

»Stimmt.« Ich kippe den Kopf ein kleines bisschen, gerade genug, um freundlich zu wirken. Gerade genug, um gefährlich zu sein. »Und ich bin auch keine Frau, die sich von »gefährlich« beeindrucken lässt. Ich arbeite seit Jahren mit solchen Menschen, nur meistens mit besserer Beleuchtung.«

Sie will etwas erwidern, ich sehe es an der minimalen Spannung in ihrem Kiefer. Und genau da ziehe ich das Ass, das ich eigentlich ekelhaft finde, da es nach allem schmeckt, was ich nicht sein will: nach Privileg.

»Außerdem«, füge ich sanft hinzu, als wäre es nur eine Randnotiz, »falls wir hier schon anfangen, mich in Kategorien einzusortieren, vergessen Sie bitte nicht, wer mein Vater ist.«

Der Satz fällt zwischen uns wie eine Münze auf Stein.

Ich hasse ihn in dem Moment, in dem ich ihn ausspreche. Und ich liebe, wie er ihre Haltung um einen Millimeter korrigiert. Wie abrupt ein Hauch Vorsicht durch ihre Professionalität rutscht.

»Ich bin hier, da ich qualifiziert bin«, setze ich nach. »Nicht, weil ich eine Schwäche für gefährliche Männer habe. Also sparen Sie sich die Warnung für jemanden, der sie braucht.«

Sunshine lächelt weiter.

Und Rory denkt: *Manchmal ist die Daddy-Karte ekelhaft. Aber manchmal ist sie eben auch ein Messer, dessen Griff perfekt in die Hand passt.*

»Regel fünf«, fährt sie fort, »Sie sprechen ihn nur an, wenn Sie dazu aufgefordert werden. Wenn er Sie anspricht, antworten Sie kurz. Keine Fragen, die nicht im Katalog stehen.«

»Es gibt einen Katalog?«

»Es gibt drei.« Sie tippt mit einem Finger auf die Mappe. »Basisfragen. Triggerprotokoll. Krisenskript.«

Natürlich ist nichts so beruhigend wie ein Krisenskript, wenn man in ein Gebäude geht, in dem man Menschen wie gefährliche Tiere behandelt und sich dabei einredet, man sei einer der Guten.

»Regel sechs: Sie tragen in seinem Bereich kein Metall. Keine spitzen Gegenstände. Kein Schmuck. Kein Stift, außer dem, den wir Ihnen geben. Mit transparenter Hülle. Einweg. Nummeriert.«

Nummeriert. Wie ich. Wie er. Wie jeder hier.

»Regel sieben: Sie bleiben stets im Kamerawinkel. Wenn Sie aus dem Winkel treten, wird der Raum verriegelt.«

Ich blinze einmal. »Das ist ... beruhigend.«

»Das ist sicher«, korrigiert sie.

Ich lache leise, ein Ton, der zu hell ist für diesen Flur. »Sicher für wen?«

Diesmal ignoriert sie es nicht. Diesmal wirkt es fast, als hätte sie genau auf diese Frage gewartet.

»Für alle«, sagt sie und ihre Ruhe hat etwas Beunruhigendes. »Der Lockdown ist kein ›Wir sperren Sie mit ihm ein‹. Der Lockdown ist ein ›Wir frieren den Raum ein‹.« Sie hebt zwei Finger, als würde sie ein Protokoll ablesen, das sie im Schlaf aufsagen kann. »Die Tür verriegelt, damit er nicht raus kann. Und damit niemand rein kann. Das reduziert Variablen. Keine zusätzlichen Personen, keine plötzlichen Reize, keine Eskalation durch Chaos.«

Ich starre sie an. »Und ich?«

»Sie bekommen zwei sichere Zonen, Zone A ist der Kamerawinkel, da sehen wir Sie jederzeit. Zone B ist der Rahmenbereich direkt neben der Panic-Override-Platte. Sobald Sie dorthin wechseln, verriegelt sich der Raum automatisch. Das ist Absicht. Wir wollen, dass der Raum sich schließt, bevor die Situation sich ausbreitet.«

»Also löse ich den Lockdown aus«, sage ich langsam.

»Wenn Sie ihn benötigen, ja«, bestätigt sie ohne jede Scham. »Sie verlassen den sichtbaren Arbeitsbereich nicht, außer um den Lockdown zu triggern. Und das tun Sie nur, wenn es kippt.«

Sie schaut mich an, als wäre das jetzt der Teil, den ich mir gefälligst merken soll.

»In Zone A bleiben Sie sichtbar und führen das Gespräch. In Zone B sichern Sie sich. Wenn Sie in Zone B sind, bleiben Sie dort stehen. Nicht zurücklaufen. Nicht neu positionieren. Ein Wort.«

»Das Codewort.«

»Genau.«

Mein Magen zieht sich kurz zusammen, aber mein Gesicht bleibt ... neutral.

»Also ist das Verriegeln sicher«, sage ich, »da man mich im

Zweifel wie einen Teil des Experiments behandelt und ihn wie eine zu kontrollierende Waffe.«

Ihre Augen verengen sich minimal. »Sie können es nennen, wie Sie wollen, Dr. Hale. Aber glauben Sie mir: Wenn es gefährlich wird, ist ein abgeschotteter Raum leichter zu kontrollieren als ein Flur voller Türen. Draußen gibt es zu viele Wege. Drinnen gibt es nur einen.«

»Und der bin ich«, murmele ich, mehr zu mir als zu ihr.

»Deshalb«, sagt sie ruhig, »lernen Sie die Zonen auswendig. Damit wir Sie sehen, solange es ruhig ist, und damit der Raum sich schließt, sobald es nicht mehr ruhig ist.«

Da ist er, der Satz unter all dem Protokoll: *Hier drin verliert man Leute, wenn sie falsch stehen.*

Ich lächle wieder, da ich nichts anderes kann, ohne zu zeigen, dass ich gerade verstanden habe, wie ernst es ist. »Beruhigend«, sage ich noch einmal, diesmal ohne Ironie. Nur mit dieser dünnen Kante, die ich mir angewöhnt habe, wenn ich Angst in Sprache falten muss.

»Regel acht: Sie dürfen ihm nicht in die Augen starren.«

Okay. Das ist neu. Und krank genug, dass ich fast Respekt empfinde.

»Und wenn er mich anstarrt?«

»Dann halten Sie Blickkontakt maximal drei Sekunden. Danach schauen Sie weg. Wenn er es verlangt, schauen Sie wieder hin.«

Also: Ich darf nicht, aber wenn er will, doch. Gehorsam als Tanz. Kontrolle als Flirtverbot. Das ist nicht nur streng. Das ist psychologisch raffiniert-streng. So streng, dass es schon nach Absicht riecht.

»Regel neun: Sie sprechen nicht über Ihre Familie. Nicht über Ihren Vater. Nicht über Ihre Vergangenheit.«

Ich spüre, wie mein Rücken für eine Sekunde gerade wird. Aha. Da sind wir.

»Und wenn er fragt?«

»Dann verweisen Sie auf Regel neun.« Ihre Stimme bleibt

gleich, aber ihre Augen prüfen mich kurz, als wolle sie sehen, ob ich diesen Satz schlucke oder daran erstickte.

Ich nicke. »Ich verweise. Wie ein schönes, blondes Hinweisschild.«

Keine Reaktion. Ich sollte wirklich Geld dafür bekommen, wie viel Charme ich an Wänden verschleudere.

»Regel zehn«, sagt sie, »Sie tragen Ihren Ausweis sichtbar. Immer. Wenn Sie ihn abnehmen, gilt das als Verstoß. Und falls es zu Zwischenfällen kommt«, fährt sie fort, und an dieser Stelle wird ihr Ton eine Spur glatter, »drücken Sie den Alarm. Nicht schreien. Nicht rennen. Nicht diskutieren. Alarm. Ein Wort.«

»Welches?«

»Sonnensturz.«

Ich halte kurz inne. Sonnensturz. Es ist nicht hübsch, es ist clever. Ein Wort, das nicht aus Versehen rausfällt, wenn man sich vorstellt, lächelt oder versucht, normal zu klingen. Ein Wort, das nur dann kommt, wenn etwas wirklich kippt.

»Gut«, sage ich. Und ich meine nicht gut im Sinne von angenehm, sondern gut im Sinne von: Ich verstehe, wie ernst das hier ist.

Sie mustert mich. »Sie werden gleich jemanden sehen, für den diese Regeln geschrieben wurden«, sagt sie dann. »Und Sie werden nicht vergessen: Das ist keine Therapie in einem netten Büro. Das ist eine Begegnung mit einem Risiko.«

Da ist es. Der Schatten, bevor ich überhaupt die Tür gesehen habe. Ein Mensch, der so gefährlich sein muss, dass man schon die Sprache um ihn herum wie Stacheldraht baut.

Ich nicke, und mein Lächeln bleibt, weil ich es will – nicht weil sie es von mir verlangt. »Keine Sorge«, sage ich leise. »Ich kann Regeln einhalten. Ich bin darin groß geworden.«

Sie lacht nicht. Natürlich nicht.

»Kommen Sie«, sagt sie.

Und ich folge ihr, durch einen Korridor aus Beton, Kameras und Regeln.



Der Besprechungsraum ist klein, fensterlos und zu warm. An der Wand hängt ein Bildschirm – aus. Eine Kamera – an.

PROJECT IRON VALE, steht darauf. Ein Name wie ein Befehl.

Mein Magen macht wieder dieses Ding.

»Das ist ...« Ich räuspere mich. »Ich dachte, ich wäre der klinischen Reintegrationsschiene zugeteilt.«

»Sind Sie.« Sie schlägt die Mappe auf. »Und dem Sonderfall.«

Ich schaue auf die erste Seite.

Codename: WRAITH

Status: RESTRICTED

Zugangslevel: RED

Beobachtung: 24/7

Darunter: ein Foto.

Ein Mann. Groß. Breite Schultern. Der Kopf leicht gesenkt, als würde er die Welt nicht ansehen, sondern bewerten. Eine Maske bedeckt sein Gesicht. Nicht so eine lächerliche Stoffmaske.

Eine richtige.

Schwarz. Glatt. Keine Mimik.

Ich fühle, wie etwas in mir gleichzeitig interessiert und wütend wird.

Da das kein Patient ist. Das ist ein Symbol.

»Warum eine Maske?«, frage ich, obwohl ich die Antwort schon erahne.

Heller zögert eine halbe Sekunde. »Verletzung«, sagt sie.

Das Wort ist zu klein. »Verbrennung?«, rutscht es mir raus.

Heller schaut mich an. In ihren Augen blitzt kurz etwas auf, das fast wie Respekt sein könnte. »Ja. Vor drei Wochen.«

Vor drei Wochen.

Etwas in mir macht leise Klick. Drei Wochen ist keine Narbe, die »alt« ist. Drei Wochen ist Schmerz, der jeden Morgen als Erstes wach wird.

»Warum trägt er sie dann hier drin?«, frage ich, bevor ich es stoppen kann. »Wenn er –«

»Da die Haut sich sonst nicht setzt«, sagt Heller. »Druckmaske. Maßanfertigung. Ohne die ...« Sie lässt den Satz offen, aber ich sehe ihn trotzdem: offene Stellen. Risse. Infektion. Ein Gesicht, das seine eigene Heilung nicht findet.

Und auf einmal ist die Maske nicht nur Symbol. Sie ist Medizin. Und Gefängnis.

»Was genau ist mein Auftrag?«, frage ich und meine Stimme ist wieder ruhig.

»Sie evaluieren seine Einsatzfähigkeit.«

Das klingt nach Standard.

Und deshalb weiß ich sofort: Es ist eine Lüge.

»Das ist keine Therapie«, sage ich leise.

Heller hält meinen Blick. »Nein.«

Ich nicke, obwohl mein Hals trocken ist. »Dann nennen Sie es nicht so.« Ich werfe noch einen Blick auf seine Akte.

Stabilisierung nach Stressdrills

Triggerprofiling

Compliance-Assessment

Berichtswesen an Programmdirektion und Base Command

Beobachtung: Bindungsrisiko / Kontrollverlust-Risiko

Bindungsrisiko.

Mein Magen dreht sich. Und irgendein Teil von mir, der noch in Seidenkleidern auf Dachterrassen gestanden hat und mit Leuten gelacht hat, die später über einen im Aufzug flüstern, erkennt das Muster sofort: In elitären Systemen gibt es immer zwei Dinge. Oberfläche. Und Zweck. Und wenn jemand »Bindungsrisiko« sagt, meint er nicht Gefühle. Er meint Kontrolle.

»Nicht nur Kameras«, sagt sie. »Biosensoren. Raum-Tracking. Mikrofone, die auch durch Wände hören, wenn Sie denken, Sie flüstern. Jede Tür hier ist ein Log. Jede Minute ist ein Zeitstempel.

Wenn er seine Herzfrequenz um zwanzig Schläge erhöht, wissen wir es, bevor er es weiß.«

Ich halte den Blickkontakt, obwohl mir übel wird.

»Und ich?«, frage ich.

»Sie bekommen ein Badge«, sagt sie. »Und ein armbandähnliches Tag. Damit wir immer wissen, wo Sie sind.«

Ich schlucke. Sunshine lächelt. Rory denkt: Fuck.

»Und warum ich?«, frage ich trotzdem.

Heller schaut kurz auf, als würde sie überlegen, wie viel Wahrheit sie mir geben darf. »Da Sie akademisch ausgezeichnet sind.«

Ich warte.

»Zumal Sie keine militärische Vergangenheit haben.«

Ich warte weiter.

Sie seufzt. »Der Base Command wollte sie.«

Mein Vater.

Natürlich.

Eine Sekunde lang sehe ich nicht die Mappe, sondern ein anderes Schwarz. Eine andere Tür. Ein anderes »Kommen Sie«. Und mein Körper erinnert sich an die älteste Regel:

Wenn Männer mit Macht »Du wirst gebraucht« sagen, meinen sie selten dich. Sie meinen, was du für sie bist.

Ich atme ein. Aus. Ein. Aus.

»Wann sehe ich ihn?«, frage ich und meine Stimme klingt so ruhig, dass ich mich selbst hasse.

Heller steht auf. »Jetzt.«



Vor einer dicken Tür bleibt Heller stehen. Zwei Männer in Uniform daneben.

»ID.«

Ich zeige meinen Ausweis.

Er scannt ihn.

Klick.

Da ist es wieder. Dieser winzige Moment, in dem mein Magen denkt, ich wäre wieder in einem Raum ohne Fenster, irgendwo, wo man nicht schreit, weil Schreien nur zeigt, dass du noch Hoffnung hast.

Ich zwingen mich zu einem Lächeln.

Sunshine.

Ich habe keine Ahnung, ob ich es heute schaffe.

Die Tür geht auf.

Ich sehe ihn zuerst nur als Umriss. Groß. Still. Im Schatten. Er hält den Kopf leicht geneigt, so wie Raubtiere Bewegungen wahrnehmen, bevor sie überhaupt zu Geräuschen werden.

Und dann hebt er den Blick.

Die Maske nimmt ihm das Gesicht, aber nicht die Präsenz. Nicht dieses brutale, magnetische Gewicht, mit dem er den Raum füllt, als wäre Schwerkraft optional und er hätte sie neu verhandelt. Schwarzes, medizinisches Material, das die Haut darunter pressen soll, durchlässig genug, um die Konturen einer frisch verheilenden Zerstörung erahnen zu lassen – und gleichzeitig undurchdringlich genug, dass mein Gehirn nichts findet, woran es sich festhalten kann. Kein Mund. Keine Wangen. Keine Mimik.

Nur Augen.

Ich trete einen Schritt in den Raum.

Es riecht nach Metall und steriler Ordnung, nach dieser klinischen Kälte, die alles Menschliche aus der Luft filtern will. Die Kamera oben in der Ecke blinkt. Die Tür fällt hinter mir zu.

Und obwohl ich weiß, dass zwei bewaffnete Männer direkt draußen stehen, fühlt es sich an, als wären wir allein.

Er sitzt da – breit, tätowiert, diese Körperhaltung, die nicht nach »Patient« aussieht, sondern nach »Waffe, die man kurz abgestellt hat«.

Er sagt nichts. Nur dieses Starren, das so präzise ist, dass es sich anfühlt wie ein Skalpell. Als würde er warten, bis ich den ersten Fehler mache. Als würde er genießen, dass der erste Ton in diesem Raum von mir kommen muss, damit er ihn zerlegen kann.

Mein Mund wird trocken.

Ich schlucke.

Und ich hasse, wie sehr er das wahrscheinlich sieht.

»Ich bin Dr. Aurora Hale«, sage ich schließlich.

»Ich weiß, wer Sie sind.« Seine Stimme ist tief.

Mein Herz macht einen hässlichen Sprung.

»Sparen wir uns die Vorstellung«, sagt er. Und irgendwo unter der Maske liegt etwas, das fast wie Spott klingt. »Sunshine Hale.«

Ich friere.

Als hätte jemand in mir einen Schalter umgelegt und die Welt auf Alarm gestellt.

Da das Wort exakt das ist, was man an der Akademie sagte, wenn ich zu freundlich war. Wenn ich zu hell war. Wenn ich zu sehr glaubte, dass Menschen heilbar sind.

Und es ist unmöglich, dass er das weiß.

Hier drin nennt mich niemand so. Hier drin bin ich Dr. Hale, Ausweis sichtbar, Winkelmarkierung, Protokoll. Niemand würde einem Hochrisiko-Asset meinen Uni-Spitznamen füttern wie ein Stück Fleisch. Also: *Wo zur Hölle kommt das her?*

Mein Blick schießt reflexartig zur Kamera, als könnte ich dort eine Antwort finden. Als könnte das Glas in der Ecke mir verraten, wer geredet hat.

Rook? Der Gedanke trifft mich wie ein kleiner Schlag. Rook kennt die Akademie. Er kennt den Klang dieses Wortes. Rook kennt die Art, wie es dort benutzt wurde. Und er arbeitet hier, hat Zugriff und liebt Machtspiele.

Aber selbst wenn: Warum sollte er Wraith meinen Spitznamen verraten?

Ich zwinge meine Lippen zu einem Lächeln, das nicht zittert. Sunshine kann auch kalt sein. Sunshine kann schneiden.

»Sie dürfen mich nicht so nennen.«

Er lehnt sich minimal zurück. Als hätte ich ihn amüsiert. Als wäre ich genau dort, wo er mich haben will: einen halben Schritt aus dem Konzept, aber stolz genug, es zu überspielen.

»Ich darf gar nichts«, sagt er. »Und trotzdem sitze ich hier.«

Mein Brustkorb wird enger.

Wer zum Teufel hat dich mit meinem Namen gefüttert – und warum fühlt es sich an, als wäre das erst der Anfang?

Ich setze mich ihm gegenüber.

Professionell. Aufrecht. Notizbuch auf den Tisch. Stift in die Hand.

Und mein Körper schreit leise: *Nicht umdrehen. Nicht reden. Atmen.*

Das ist nicht heute.

Das ist damals.

»Sie wirken nicht wie ein kleines Mädchen, Sunshine«, sagt er dann. Und in meinem Spitznamen steckt wieder diese Frechheit, dieses unverschämte »Ich darf dich nennen, wie ich wilk. «Also frage ich mich: Was ist Ihre Ausrede?»

Da ist er. Der Versuch, mich zu ködern. Mich zu einem Satz zu verleiten, der später gegen mich benutzt werden könnte. Ich atme langsam aus. Und ich lächle, weil ich es kann.

»Meine Ausrede?«, wiederhole ich.

»Mhm.« Er tippt einmal gegen die Maske, als würde er sie wie eine Glocke benutzen, um meine Aufmerksamkeit zu markieren. »Warum sitzt eine Dr. Hale-mit-zu-vielen-Titeln-und-zu-wenig-Leben in einem Raum mit mir und tut so, als wäre das Wissenschaft?«

Mein Lächeln wird so freundlich, dass es schmerzt. »Es ist mein Job.«

Er lacht nicht. Natürlich nicht.

»Dann viel Spaß«, sagt er leise. »Mit dem Job.«

Und diesmal klingt es wie eine Drohung.

Und irgendwo in meinem Kopf öffnet sich eine Tür, die ich seit Jahren zugesperrt halte.

Weil er vor mir sitzt wie eine Frage, die mein Leben lang in meinem Körper gewartet hat.

Ich schlage mein Notizbuch auf, als wäre Papier eine Art

Schutzschild. »Gut«, sage ich und meine Stimme ist das, was sie sein muss: ruhig, neutral, klinisch. »Dann fangen wir an.«

Er rührt sich nicht. Nur diese Präsenz, die selbst im Sitzen wirkt, als hätte er entschieden, wie viel Raum ich hier bekomme.

Ich setze den Stift an.

»Fürs Protokoll«, beginne ich, »muss ich ein paar Basisdaten abgleichen. Ich weiß, dass Sie –«

»Wraith«, sagt er, als wäre es ein Name und eine Drohung zugleich.

Ich lasse mir nichts anmerken. »Wraith«, wiederhole ich. »Dass Sie unter Beobachtung stehen und dass das hier kein freiwilliges Setting ist. Trotzdem gilt: Sie können jederzeit –«

»Kann ich das?« Seine Stimme ist glatt. Nicht laut, nicht aggressiv. Nur ... ein Messer, das man lächelnd dreht.

»Jederzeit was? Aufstehen? Gehen? Meinen Anwalt anrufen?«

Ich blinzele einmal. Zwingen mich, den Blick auf meinem Papier zu halten, da sein Blick hinter der Maske zu viel ist. Zu direkt.

»Sie können jederzeit eine Pause verlangen«, präzisiere ich.

Er lacht nicht. Aber ich höre dieses winzige Atemding, das vielleicht ein Lachen wäre, wenn er ein anderer Mann wäre.

»Pause«, wiederholt er langsam, als müsste er das Wort kosten. »Süß.«

Ich ignoriere es, wie ich in elitären Seminaren ignoriert habe, wenn irgendjemand meinte, mein Lächeln wäre eine Einladung. Professionell bleiben heißt: nicht reagieren. Nicht füttern.

»Wie schlafen Sie?«, frage ich, sachlich, als wäre Schlaf ein neutrales Thema und nicht der Ort, an dem Trauma am liebsten arbeitet.

»Gar nicht«, sagt er sofort.

»Wie viele Stunden?«, hake ich nach.

»Null.«

»Und Sie?«, fragt er. »Schlafen Sie gut, Sunshine?«

Da ist es wieder. Der Kosenamen wie ein Haken unter den Rippen.

»Dr. Hale«, korrigiere ich ruhig. »Und ich bin nicht Teil Ihres Assessments.«

»Doch«, sagt er. »Sie sind der spannendste Teil.«

Ich schreibe weiter, als hätte er gerade das Wetter kommentiert.

»Appetit?«, frage ich.

»Kontrolliert.«

»Das ist keine Maßeinheit.«

»Sie sind klug«, sagt er leise. »Das gefällt mir.«

Mein Stift stockt. *Gefällt mir* ist ein Satz, den man in normalen Settings flirty nennt. Hier ist er ein Test. Ein Stolperdraht.

Ich atme einmal bewusst aus. »Essen Sie? Ja oder nein.«

»Ja.«

»Was?«

»Was man mir gibt.«

»Schmerzen?«

Er tippt mit dem Finger an seine Maske. Tok. Dieses Geräusch wird mich verfolgen, das weiß ich jetzt schon.

»Nur, wenn ich atme.«

»Skala von eins bis zehn.«

»Zehn.«

»Jetzt gerade?«

»Jetzt gerade.« Er lehnt sich kaum merklich vor. Aber es reicht, dass mein Körper es merkt. Dass mein Bauch kurz glaubt, Nähe wäre Gefahr.

»Und trotzdem sitzen Sie hier«, sage ich. Das kommt professionell raus, aber es ist auch wahr. Und ich sehe, wie er kurz stiller wird, als hätte ich versehentlich etwas Richtiges gesagt.

»Sie wollten Fragen stellen«, erinnert er mich, spöttisch. »Also stellen Sie sie.«

Ich zwingt meinen Fokus zurück in die Struktur, die mich rettet: Punkte. Listen. Ordnung.

Triggerprofiling.

Stabilisierung.

Beobachtung.

Ich bin nicht hier, um zu verlieren. Ich bin hier, um nicht kaputtzugehen.

»Okay«, sage ich. »Was sind Ihre Haupttrigger?«

»Sie.«

Der Stift rutscht mir fast aus der Hand. Ich fange ihn ab, bevor es jemand merkt. Vielleicht registriert es die Kamera. Vielleicht bemerkt er es. Vielleicht entgeht ihm nichts.

Ich ziehe meine Augenbrauen nicht hoch. Ich lache nicht. Ich tue nicht so, als wäre das witzig.

»Das ist keine Antwort«, sage ich stattdessen.

»Doch«, sagt er. »Es ist die ehrlichste.«

Ich schreibe *Provokation/Test* auf meinen Block, ohne ihn anzusehen. Wörter, die ich später in einen Bericht gießen kann, der vielleicht sein Leben kostet, wenn ich es falsch formuliere.

Die Erkenntnis ist wie Eiswasser.

»Geräusche?«, frage ich.

»Türen.«

»Gerüche?«

»Desinfektion.«

Mein Magen zieht sich zusammen. Wir teilen denselben Trigger.

»Licht?«, hake ich nach.

Er schweigt kurz. Länger als zuvor.

Dann: »Flackernd.«

Ich schreibe es auf, langsam, sorgfältig.

»Körperkontakt?«, frage ich.

Er hebt den Kopf minimal. Ich fühle, wie sein Blick meine Hände fixiert.

»Nicht erlaubt«, sagt er.

»Ich frage trotzdem.«

»Warum?« Seine Stimme ist wieder scharf. »Damit Sie wissen, wie man mich anfasst, ohne dass ich ...« Er lässt den Satz offen. Als würde er mir die Fantasie überlassen. Als wäre das grausamer, als es auszusprechen.

»Damit ich weiß, ob Berührung beruhigt oder eskaliert«, sage ich. »Damit ich weiß, was ich im Notfall nicht tun darf.«

Er lehnt sich zurück. Wieder dieses winzige Atemding.

»Berührung eskaliert«, sagt er dann. »Immer.«

Ich schreibe es auf. Und ich hasse, wie viel in meinem Kopf sofort anfängt zu rechnen: Was heißt das? Für ihn? Für mich? Für das Protokoll?

»Gut.« Ich klappe kurz den Block zu, als würde ich damit die Situation einfrieren. »Dann Stabilisierung.«

Seine Maske kippt minimal zur Seite. »Stabilisierung.« Er sagt es, als wäre es ein Witz. »Sie wollen mich stabilisieren.«

»Ich will, dass Sie funktional bleiben«, korrigiere ich, »stabil ist hier ein Wort, das man zu leicht als Hoffnung missversteht. »Für die Drills. Für die Evaluierung.«

»Für die Akte«, murmelt er.

Ich sage nichts dazu.

»Wir machen etwas sehr Einfaches«, fahre ich fort und höre mich selbst an wie eine Dozentin in einem Seminarraum, in dem Leute Notizen machen, damit sie später darüber twittern können. »Atem. Rhythmus. Sie folgen meiner Stimme. Wenn Sie nicht folgen wollen, sagen Sie es. Wenn Sie es versuchen, sagen Sie es. Wenn Sie aussteigen, sagen Sie es.«

Während ich das sage, flackert etwas Altes in mir auf. Ein Geruch. Ein Türklick. Eine Nacht, die offiziell nie passiert ist. Sechzehn Jahre alt, Hände kalt, Kehle zu, die Art von Panik, die nicht nach Drama aussieht, sondern nach Ertrinken. Ich hatte geweint, da ich nicht mehr wusste, wie man aufhört. Und irgendwo über mir war eine Stimme gewesen, tief und ruhig, so unverschämt kontrolliert, als wäre Angst etwas, das man einfach umprogrammieren kann.

Atmen. Vier. Halten. Zwei. Aus. Sechs.

Damals war das nicht Therapie. Das war Rettung in Zahlenform. Ein Halteseil, das mir jemand zuwarf, ohne meinen Namen zu kennen. Oder ihn zu sagen. Ich habe nie erfahren, wer er war.

Nur dass er mich da rausgebracht hat – und dass er mir mit diesen paar Sekunden Rhythmus etwas hinterlassen hat, das ich bis heute benutze wie einen Geheimcode gegen das Schlimmste.

Ironisch. Oder vielleicht einfach tragisch konsequent: Ich habe es später in meinen Job gepackt. Habe es in Lehrbücher übersetzt, in Seminare, in Handouts, in »Grounding«-Kapitel. Habe Patienten damit beruhigt und so getan, als wäre es rein wissenschaftlich, während ein kleiner Teil von mir immer wusste: Das hier hat einmal mich zusammengehalten, als ich auseinanderzufallen drohte.

Und jetzt sitze ich in einem Raum, der nach Kontrolle riecht, und gebe genau diese Übung an einen Mann weiter, der aussieht, als hätte er Kontrolle erfunden.

Er hebt den Finger. Behandschuht. Wie ein Schüler, der mich verarschen will.

»Und wenn ich gar nichts sage?«

Ich lächle wieder. »Dann schreibe ich: verweigert.«

Ein kurzer Moment, in dem er still ist. Und ich spüre es: Er mag klare Grenzen. Er verachtet Bitten. Er respektiert Konsequenzen.

»Okay, Sunshine«, sagt er dann.

»Dr. Hale.«

»Sunshine«, wiederholt er, als wäre es ein Gesetz, das er gerade erlassen hat.

Ich lasse es durchgehen. Nur jetzt. Nicht als Schwäche – als Strategie. Wenn ich jeden Kampf sofort kämpfe, verliere ich den Krieg.

»Atmen Sie ein«, sage ich. »Vier Sekunden.«

Er tut es. Ich sehe es nicht, aber ich höre es. Ein tiefes Einziehen, das klingt wie jemand, der die Luft nicht gewohnt ist, ohne dafür zu bezahlen.

»Halten. Zwei.«

Er hält.

»Aus. Sechs.«

Er atmet aus.

Langsam.

Kontrolliert.

Und für einen einzigen Moment ist er nicht Wraith, nicht Asset, nicht der Sonderfall. Für einen einzigen Moment ist er einfach ein Mann, der Luft durch die Lunge zieht.

Und mein Körper – verräterisch, leise – erinnert sich daran, wie es sich anfühlt, wenn eine Stimme dich zurückholt.

Mir wird heiß im Nacken.

»Noch einmal«, sage ich,

»Sie mögen Befehle«, murmelt er.

»Ich mag Struktur.«

»Lüge«, sagt er leise. »Sie mögen Kontrolle.«

Meine Hand um den Stift wird fester.

»Einatmen«, wiederhole ich.

»Ergibt Sinn«, sagt er. »Wenn man den Großteil seines Lebens damit verbringt, auf Daddy zu hören.«

Ich blinze nicht. Ich gebe ihm nicht die Genugtuung. Aber innerlich zuckt etwas, als hätte er einen Nerv getroffen, von dem er gar nicht wissen dürfte, dass er existiert.

»Hier drin«, fährt er fort, kaum lauter als mein Atemkommando, »können Sie mal so tun, als wären Sie diejenige mit dem Hebel. Kleine Dr. Hale, endlich ein Raum, in dem jemand Sie ernst nimmt. Endlich Kontrolle, die nicht geliehen ist.«

Da. Genau das. Das Vater-Thema. Der Köder. Die Schublade. Und ich höre Hellers Stimme von vorhin wie ein Echo, als hätte sie sie mir in den Hinterkopf tätowiert: Regel neun. Nicht über die Familie, nicht über den Vater und nicht über die Vergangenheit sprechen.

Er versucht, mich da reinzuziehen, weil es mich emotional macht und Emotionen Fehler gebären.

Ich atme aus, langsam, als wäre das auch Teil der Übung.

»Ausatmen«, sage ich. Nicht zu ihm. Zu mir.

»Sie müssen wirklich ein Problem mit Ihrem Vater haben«, sagt er, als wäre es ein Witz.

Und dann legt er nach, als hätte er genau darauf gewartet, mir die nächste Nadel unter die Haut zu schieben.

»Oder ist es eher so«, murmelt er, »dass Sie einfach gern einen Mann hätten, der Ihnen sagt, wo's langgeht – nur bitte nicht Ihr Vater?«

Ich atme aus, langsam, als wäre das auch Teil der Übung.

»Ausatmen«, sage ich.

Er macht es trotzdem. Und ich spüre, wie ihm das gefällt.

»Wissen Sie, ich könnte in Ihrem Leben auch fast als Vater durchgehen.«

Mein Blick zuckt minimal. Ein Reflex. Er merkt es sofort.

»Wie alt waren Sie nochmal, Sunshine?« Seine Stimme wird honigsüß, eklig, freundlich. »Zwanzig? Dreiundzwanzig?«

Er lehnt sich einen Hauch zurück, als würde er sich selbst präsentieren – nicht den Körper, nicht die Maske, sondern die Zahl. Das Machtgefälle, das er daraus baut.

»Ich werde siebenunddreißig«, sagt er, als wäre das eine Drohung. Oder ein Angebot. Oder beides.

Für eine Sekunde will ich scharf zurückschießen. Etwas, das sitzt. Etwas, das ihn am Ego trifft.

Und dann sehe ich im Augenwinkel die Kamera. Dieses tote, schwarze Auge in der Ecke, das nicht blinzelt, nicht wegsieht, nicht vergisst. Ich höre Hellers Stimme wie einen nachträglichen Stich: Alles wird überwacht.

Das hier ist kein privater Schlagabtausch. Das ist Material. Zitierbar. Auswertbar. Gegen mich. Für sie. Für meinen Vater. Für jeden, der entscheidet, ob ich bleiben darf oder ob ich als »ungeeignet« aussortiert werde, weil ich mich von einem Mann mit Maske provozieren lasse.

Und das wäre nicht nur eine Niederlage. Das wäre ein Rückschlag, den ich mir nicht leisten kann. Iron Vale war nie meine erste Wahl. Die Arbeit mit Soldaten, ja, die wollte ich, aber ich hätte mir tausend andere Orte vorstellen können, tausend andere Programme, die nicht meinem Vater gehören, in denen nicht jeder

meiner Schritte von ihm beobachtet wird. Aber er hat seine Finger im Spiel und jetzt sitze ich hier, in einer Einrichtung, die er kontrolliert, mit einem Titel, den er mir vorzeitig gegeben hat, nur damit ich besser dastehe.

Ich brauche diesen Dokortitel. Ich brauche ihn, damit ich endlich ausbrechen kann aus diesem goldenen Käfig, aus diesem Schatten meines Vaters, aus diesem Leben, in dem alles, was ich erreiche, immer auch ein bisschen sein Werk ist. Jeder Fehler hier verlängert den Weg. Jede schlechte Bewertung, jeder Vermerk, jede Entscheidung, die gegen mich fällt, schiebt den Moment weiter in die Ferne, in dem ich endlich frei bin. Ich habe keine Zeit für irgendetwas, das mich davon abhält, endlich ich selbst zu sein, ohne seinen Namen über mir.

»Wir bleiben bei der Übung«, sage ich, und mein Ton ist professionell. »Einatmen. Vier.«

Er folgt.

»So«, sage ich nach dem dritten Durchlauf und meine Stimme bleibt glatt, obwohl mein Herz anders klingt.

»Das ist Ihr Baseline-Tool. Wenn Sie in den Drills eskalieren, nutzen Sie das. Wenn Sie –«

»Wenn ich was?« Er kippt den Kopf minimal, als würde er lächeln. »Wenn ich ausraste? Wenn ich Sie an die Wand drücke? Wenn ich mich vergesse?«

Meine Wangen werden kalt. Ich habe keine Angst vor Worten, aber ich weiß, dass hier jede Silbe protokolliert wird und er trotzdem so spricht, als wäre es ihm egal.

Oder als würde er wollen, dass es jemand hört.

Ich halte seinem Blick hinter der Maske stand, so gut ich kann.

»Wenn Sie Ihre Kontrolle verlieren«, sage ich, und ich gebe ihm kein Drama, keine Bilder, keine Nahrung.

»Und Sie?«, fragt er plötzlich. »Was machen Sie, wenn Sie Ihre Kontrolle verlieren, Sunshine Hale?«

Das ist der Moment, in dem das Katz-und-Maus-Spiel wirklich beginnt.

Er provoziert mich nicht nur. Er prüft, wo meine Risse sitzen.

Und ich darf nicht zurückbeißen. Ich darf nicht zeigen, dass ich getroffen bin.

Ich lächle – dieses perfekte, höfliche, akademische Lächeln, das ich auf Galas getragen habe, wenn Männer über mich hinweg entschieden haben, während sie mir Champagner angeboten haben.

»Ich verliere sie nicht«, sage ich.

Er schweigt einen Herzschlag zu lang.

Dann sagt er leise, gefährlich: »Wir werden sehen.«

Und ich schreibe es nicht auf.

Da manche Sätze keine Daten sind.

Manche Sätze sind Prophezeiungen.